



Der Sturmgesang der Liebe.

Roman von Robert Heymann.

(14. Fortsetzung u. Schluss.)

(Nachdruck verboten.)

Die Glocke, die noch am Morgen zur Feier geläutet, wimmerte Sturm. Frauen und Burschen und Mädchen, Kinder noch, sammelten sich und halfen. Die Nacht ward gluthell durch das Feuer. Die Beherztesten versuchten durchzudringen. Sie mußten umkehren.

„Es sind Lebende darinnen!“ gellte Renate. „Und die Leiche der Mutter!“

Man erneuerte die Versuche. Die Flammen rieben triumphierend die Kühnen zurück, verfolgten sie und jagten die Draufstehenden fort — es war ein wogendes Hin und Her, ein Zischeln und Prasseln, und jubelnd stieg das Lied der rohen Gewalt aus des Feuers Schöße mit klingenden Garben

Renate rang die Hände. Das hatte sie nicht gewollt. War ihr heimlicher Wunsch, vier Jahre niedergerungen und in Fesseln gelegt, plötzlich so mächtig geworden, daß er das Feuer aus der Erde zu Hilfe rief?

Sie entsann sich plötzlich der Fremden. Mit verengten Wimpern und verbranntem Bart stürzte rußgeschwärzt, halb wahnsinnig, der Matker einher. Man suchte den Weg, den er gekommen, zur Rettung des Barons zu gewinnen.

Zu spät! Das Stiegenhaus brach krachend ein.

Ob Nathan Giske einen Fremden gesehen? Nein. — Doch zweifellos lag Brandstiftung vor.

„Der Feuerfluch!“ rief ein Schiffer aus der Menge. Alle verstummten und entblößten das Haupt.

Der Feuerfluch! Ja, es war Gottes Stimme.

Inzwischen brach der rechte Flügel des Schlosses mit Donnergetrach in sich zusammen. Nachbarn kamen in Booten eilends herbei. Die Nacht über füllte sich die Insel mit hunderten von Neugierigen. Alle sahen und staunten mit entsetzlichem Grauen und hörten, daß zwei Menschen darinnen verbrannten.

Der Feuerfluch tat es . . . Am Morgen brach sich die Gewalt des Clements. Die Reste des Schlosses verfohlten. Alles war ein Trümmerhaufen.

In Jens' Hütte lag Renate und presste das Gesicht in die Kissen, um ihren Vorstellungen zu entfliehen . . .

Zwei Lebende und eine Tote! Wer war der zweite Lebendige gewesen? Die Polizei kam und forschte nach. Aber man fand

nichts. Weder die Tote noch Reste von den Lebenden. Das Feuer hatte ganze Arbeit getan. Ein Priester segnete die Trümmer ein. Die Ehrung galt den drei Toten. Die Schiffer beteten ein Vaterunser für ihre Seelen. In der Kapelle war Gottesdienst . . .

Und dann war es wieder, wie es immer war. Nur, daß von Bremen Handwerker kamen, um die Trümmer fortzuschaffen. In mächtigen Wagen, von je vier Pferden gezogen, fuhren sie nach Schloß Friedrichsvert durch den weichen Sand mit Fluchen und Mähen.

Viele Stunden, zwei Tage lang, lag Renate in

Einsamkeit war Zwang, und sie geißelte ihre junge Seele und die hoffnungsfreudige Jugend; sie war schon halb der Ewigkeit verbunden in der Blüte ihres Leibes. Aber dieser Leib und diese Seele wanden sich in den Fesseln der Unklarheit und suchten in Wunden nach Erlösung.

Sie ward ihr in dem Augenblicke, da sie sich anschickte, ihren Entschluß zur Tat zu machen und dem Leben, für das sie nicht stark genug war, zu entfliehen.

Der Ältesten ihr Sohn kam atemlos; wie ein Riese war er gerudert; die segnigen Arme hingen ihm ausgekräftet vom Oberleib:

„Der Schenidöhr Remmert,“ rief er, „ist verunglückt, und eine Sache ist geschehen in England, davon sind alle Straßen in Bremen voll, und man hat die Häuser mit Telegrammen besetzt und alles ist entsetzt und voller Trauer.“

Kein Kanonenschuß konnte die Insel schneller alarmieren.

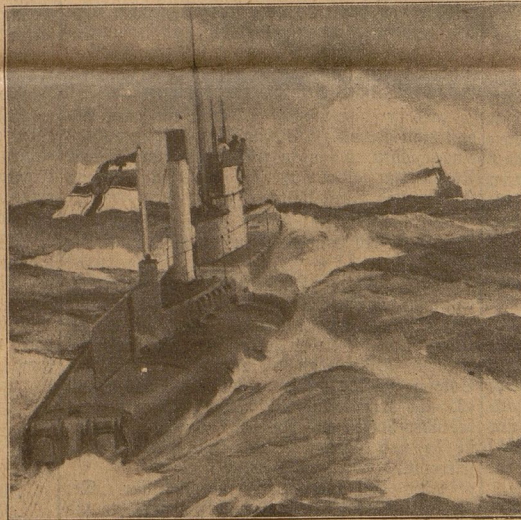
Erst allmählich war Näheres zu hören: Dort, wo der „Schenidöhr“ einen Tunnel gebaut, staunenswert, mitten durch die Berge durch, in Schottland, war ein Felsen, zehnmal so groß wie das größte Haus, hoch über ihm gehangen, und der Felsen hatte sich über Nacht gelockert, und am Morgen war er niedergebrosen mit einem Geöse, als sei die Welt in Stücke gegangen, und hatte den Tunnel verschüttet und zweihundert Arbeiter und ihn mit . . .

Dampfer Schrecken sesselte alle.

Renate trat im Morgenglanz aus der Hütte, als man ihr in abgerissenen Säten, von denen der und jener etwas hinwarf, die Katastrophe mitteilte. Mit einer gewissen Befriedigung, wollte Renate bemerken. Die Fischer verstanden sie ja nicht; eng begrenzt war ihr Leben und Ziel, eng begrenzt der Horizont, nach dem ihr Geist ausblickte, und einfach, ohne seelische Differenzierung, ihre ethischen Vorstellungen.

Renate brach von dieser Schreckensnachricht nicht zusammen, schrie nicht auf. Das Uebermaß des Schreckens beläut, zu viel des Schmerzes macht stumm. So war es bei Renate für den Augenblick. Sie stand da und starrte über das Meer, als versuche sie, Trost zu lesen aus dem Wellengang. Der Himmel war unklar; man wartete auf die eilige Heimkehr der Fischer. Es war die Zeit, wo seit Neuem die Stürme einsetzten, die jedes Jahr dem Meer ihre Opfer zuführten.

Nicht vom Meer, nicht vom Himmel, aus sich selbst heraus kam ihr unplötzlich die gewaltige Erleuchtung; es war ein Blick, der ohne Geminnis restlos ihre Seele mit Licht erfüllte, ihr Herz zu wilden Schwingungen anpeitschte. Wie eine



Ein deutsches Unterseeboot sichtet einen feindlichen Dampfer.

(Nach einer englischen Zeichnung.) Wir sehen hier ein deutsches Unterseeboot auf der Fahrt im Kriegsgebiet, während es auf einen in Sicht gekommenen feindlichen Dampfer losfährt und ihm die Flagge zeigt, sowie ihn zum Stoppen veranlaßt. Die Mannschaft muß alsdann in den Booten den Dampfer verlassen und dieser wird alsdann vom Unterseeboot versenkt.

des Fischers Jens verlassener Hütte auf wunden Knien und suchte Trost für eine Schuld, deren Anteil sie verwirrte und um den Rest ihres Selbstvertrauens zu bringen drohte.

Da faßte sie den Entschluß, die junge, hoffnungsfreudige Jugend hinter düsteren Mauern zu verbergen; die gewohnte Einsamkeit zum Zwange zu gestalten und zur Geißel ihrer Seele, sich der Ewigkeit zu verbinden in der Blüte ihres Leibes. . . Dieser Entschluß erfüllte sie mit hehrer Wonne, aber nicht mit Befriedigung. Dumpfe Angst wechselte mit klagernder Sehnsucht. Sie war ja schon hinter Mauern begraben und düdete; ihre

jahnüchtige Hülle fiel alles Dunkle der Vergangenheit samt dem letzten Ergebnis langsam von der reinen, unbefleckten Erkenntnis, von Bestimmung und Sein. Da war ihre Seele in die helle Höhe der Liebe getaucht, eingehüllt von den jauchzenden Flammen, die ihren Geist emporschwingen ließen bis zu den höchsten Sternen des Aethers.

Ihre Anordnungen und Entschlüsse waren impulsiv und ohne Hebergang. Noch lag Kurt von Oldensköts Nacht, die Flagge auf Galbmaß, im Hafen. Widerstandslos gehorchte die Besatzung. Zwar befürchtete man Sturm; aber die Nacht war stark gebaut, ein glänzender Segler und gut bedient. Renate befahl, den Kurs sofort nach England zu richten und in See zu gehen. Die Insel stand voller Menschen, und alle starrten ihr in dumpfer Wangnis nach; langsam, mit langgezogenem Kielwasser, stach die Nacht in die unruhige See. Als sie es der Gemüthe nicht genug, warf sich die plötzlich aufsteigende Windsbraut mit Sturmgeschlatter entgegen und suchte das Schiff von Schottlands Küste abzudrängen. Doch der Steuermann fand den altgewohnten Weg, und stolz, ohne Lek und Schaden, lief die Nacht bei stürmischem Wetter in den Hafen bei Bervick. Des toten Schlossherrn von „Queen Viktoria“ schnellstes Automobil wartete, und wie im Fluge ging es durch Bervicks Hochebene den Kameramuir Hills entgegen.

Als das Ziel sich näherte, begann Renate zu denken. In jeder Ortschaft schien die Katastrophe größer zu sein. Man sprach von dreihundert verschütteten Arbeitern und meldete eine graufige Zahl von geborgenen Toten. Renate wagte nicht, eine Zeitung zu lesen. In einer der vielen Ortschaften aber, wo eine schnelle Benzinfüllung vorgenommen wurde, hörte sie, wie einer laut von dem Umfang des Unglücks aus der Zeitung berichtete:

Zweihundert Menschen waren eingeschlossen, darunter der Erbauer des Tunnels. Man begriff immer noch nicht, wie der Stein hatte ins Rollen kommen können; die Sachverständigen äußerten sich widersprechend. Die einen schoben Joachim Kemmert leichtfertige Schuld zu, die anderen jagten, ein Verbrechen müßte geschehen sein, aber man wußte nicht, wie. — Auch von „Queen Viktoria“ war ein Stück der Grundmauern losgerissen worden. Der ungeheure Felsblock war, als unten im Tunnel alles beschädigt gewesen, in die Tiefe gestürzt, hatte das durch Eisen und Holzverladung gestützte Gestein durchschlagen, das Deckengewölbe in Trümmer gelegt und die gigantische Menschenarbeit vieler Monate in Sekunden vernichtet.

Dort, wo der Fels lag, mußten Tote zu Hauf sein. Aber links und rechts, wo das Deckengewölbe nur gebrochen, und Erd- und Steinruine stattgefunden, hoffte man noch auf Leben. Wenn nur der Sohlenstollen noch teilweise unbeschädigt war! Renates Herz arbeitete schneller als der jagende Motor.

So ging es weiter durch Ortschaften und Dörfer, und ein grauer Himmel lag düster und schwer auf ihren Schultern.

Hinter Dunie hörte sie, man hätte sich durch Klopfen mit den Eingeschlossenen verständigt. Man hätte schwache Antworten bekommen, und es sei Hoffnung vorhanden.

Kalb ohnmächtig lag Renate zurückgelehnt in die Wolster; obgleich sie ungewöhnliche Strapazen erduldet, war ihr Körper frisch, waren ihre Nerven zäh und stark wie nie. Je mehr das Automobil sie den Bergen entgegenzug, desto höher auf schlugen die Flammen in ihrem Innern.

Endlich stand sie, nachdem sie durch die Würde ihrer Erscheinung den dreifachen Kordon des Militärs und der Polizei durchbrochen, an Ort und Stelle. Auf überhängendem Gerüst, auf schwankehenden, in größter Eile provisorisch gezimmerten Brücken, auf schmalspurigen Wegen, hinter und neben sich den gähnenden Abgrund, arbeiteten Hunderte und Aberhunderte sieberhaft.

Sie klopfen und hämmerten und schwingen die spitzen Hacken und stießen die Schaufeln mit wütender Wucht und tretenden Füßen in das knirschende Gestein.

Gerade, als Renate ankam, barg man neue Tote. —

Inzwischen war bekannt geworden, daß sie die Herrin von „Queen Viktoria“ war, von dort oben, wo das Unheil niedergebrosen war. Teilnahmslos und ohne den Sinn zu vernehmen, hörte sie den Bericht des Polizeibeamten, der versuchte, ihr die Situation klarzulegen und selbst etwas von ihr zu erfahren. Man brachte den Besitzer von „Queen Viktoria“ in vage Verbindung mit dem Losbrechen des Felsens. Er war doch geprüft worden; Joachim Kemmert hatte klar und sicher berichtet, eine Lockerung des Gesteins sei unmöglich. Wie war sie dann so plötzlich und unerwartet zustande gekommen? Die Diener von „Queen Viktoria“ behaupteten, sie hätten Sekunden vor der Katastrophe ein furchtbares Rollen im Innern der Erde vernommen, als ob ein Erdbeben eingetreten sei. Doch niemand hatte sonst eine ähnliche Wahrnehmung gemacht, und lokal konnte die Erschütterung der Erde nicht gewesen sein. Man tappte im Finstern, wagte nicht, an die Möglichkeit eines Verbrechens zu denken und kam doch immer wieder im logischen Kreislaufe der Gedanken darauf zurück. Renate ging nicht sehen um diese Möglichkeit herum. Ihr ward sie in dem Augenblick Gewißheit, da sie tief unter „Queen Viktoria“ stand und hinauf sah zu der Beste des Finsterlings. Von seinem Willen gehoben, war der Stein gebrochen. Wie, mit welchen Mitteln, war gleichgültig. Hier hatte Kurt von Oldenskött den Titan durch finstere Mächte zerschmettert, dem er im Nicht und mit feilen Waffen nicht hatte beikommen können. Bald verdrängte sich die Hoffnung, bald erhellte sie sich. Es war ein Schwanken und Fürchten und Bangen und Beben, das sich unausgesetzt vom niedrigen Arbeiter bis zum höchsten Beamten wie eine Welle fortspannte. Bald hörte man die Vershöfteten, bald verstummten sie.

„Es ist schier unmöglich,“ sagte ein hoher Beamter zu Renate. „Sie sind jetzt fast drei Tage eingeschlossen und ohne jede Speise und Trank. Selbst wenn sie den Gajen nicht erliegen, so werden Hunger und Durst sie töten.“

Welcher Irrtum! dachte Renate. Was sind drei Tage der Entbehrungen einem Manne wie Joachim?

Wieder flog die Kunde von Mund zu Mund, daß man vor einer Schuttmauer stehe, die deutlich schwache Stimmen vernahmen ließe. Mit neuem Eifer wurde die Arbeit fortgesetzt. Hier brach ein Schacht ein, den man mit unendlicher Mühe und Sorgfalt gebaut, und schnitt die Netter von neuem ab. Schweißriesend, bleich, leuchtend, mit zornbebenden Augen und blutleeren Gesichtern standen sie da und starrten verzweifelt auf das trotzigste Element.

Aber die anderen waren glücklicher. Die Ingenieure wichen keine Sekunde; man stützte und baute und grub und hämmerte.

„Sie sind ganz tief unten,“ hörte Renate sagen. Es waren sieben Stunden verfloßen, seit sie angekommen war, aber sie wußte nichts davon. Sie nahm mechanisch die dargebrachten Erfrischungen; der Himmel hatte sich aufgeläut, und eine sternklare Nacht war angebrochen. Der zunehmende Mond ließ dauerndes gutes Wetter erwarten. Man arbeitete die Nacht hindurch; das Mondlicht zeichnete die Silhouetten der schaffenden Männer als gigantische Schatten an die Felswände. Die Stille in der Natur hob die fieberhafte Unruhe der Tätigkeit. Endlich war Renate bewogen worden, in einem Sessel zu ruhen. Vorübergehend überwältigte sie die Müdigkeit. Sie hörte das takmäßige Pochen und Hämmern aus weiter Ferne und fuhr mit jähem Schrei aus dumpfem Traum empor. Der Schrei setzte sich fort; fern über den Bergginnen lag ein purpurner Streifen, granatrof, von phosphorner Antiefe um-

geben, und in den Gründen ballte sich ein Wolkennetz zusammen; da stieg das Nirwana auf, das ewige Nichts, das im Urbeginn war. Die Sonne aber kam langsam von Osten und eine gewaltige Komposition von Feuer, Blut und Leuchten ergoß sich über den Himmel.

Renate war über das Echo ihres eigenen Schreies, der sich gewaltig an den Bergwänden brach, aufgesprungen und starrte, die Hände gegen die Brust gepreßt, geradaus, wo die Menschen hin- und herliefen wie aufgeschreckte Ameisen. Das Klopfen und Hämmern hatte aufgehört und eine Erwartung von unberechenbarer Bangigkeit lag über allen.

„Was ist das?“ fragte Renate.

„Sie sind durch,“ entgegnete atemlos der Beamte. Und dann trat wieder eine Pause ein. Sie wollte vorwärtsstürzen, in den Schacht hinein, in die Antiefe der Erde, in die Hölle hinab, aber sie konnte sich nicht von der Stelle bewegen. Ihre Füße verjagten den Dienst, und sie stand wie angewurzelt und starrte nach vorn und sah und hörte nichts mehr, und die Furcht dehnte sich zur Engeleit. — Da, in der Stille ehrerbietigen Schweigens, kam, die Arme über die Schultern von Kameraden gelegt, der Erste. Schwarzbraun, mit Schmutz bedeckt.

Gerettet! Die Ambulanzen traten in Tätigkeit. Männer mit roten Kreuzen an den rechten Armen eilten voll Eifer dem Geretteten entgegen. Der zweite kam, der dritte.

Fragen schwirrten umher. Doch keiner der Geretteten antwortete. Die Luft betäubte sie; man setzte ihnen rasch Schirmkappen auf, um ihre Augen vor der Sonne zu schützen. Viele wurden ohnmächtig, als sie die Freiheit sahen. Endlich kamen welche, die waren kräftiger. In trotziger Eitelkeit wehrten sie die Arme hilfebringender Kameraden ab. Man gab ihnen Kognat, und sie setzten allein den Weg zur Ambulanz fort mit einem eigentümlichen Gang: den Körper vornübergebeugt und den Kopf wie ein schauwender Jagdhund in die Luft gestekt, die Arme eingetrochen, schoben sie sich mühevoll dahin, mit einem triumphierenden Lächeln, als hätten sie nicht anders zu gehen gelernt. Renate hörte, wie rasche Fragen gewechselt wurden. Sie sah Männer nach rückwärts deuten und dann Kopfnicken und wieder aufleuchtende Freude in den Gesichtern.

„Warum kommen alle diese . . . alle diese . . . und er nicht?“ fragte sie. Das war der Egoismus der Liebe. Man hätte denken können, niemand habe gewußt, wer „er“ war. Aber war es nun die Gewalt des Gedankens, die suggestive Kraft hatte, oder war es selbstverständlich, daß „er“ nur Joachim Kemmert sein konnte . . . man verstand sie.

„Er ist noch unten,“ sagte man ihr.

„So tief?“

„Er läßt erst alle die andern herauf . . . es kann immer nur ein Mann durch den Gang gebracht werden . . .“

„Mein Gott, kann er nicht ersticken?“

„Nein. Doch mit jeder Viertelstunde vergrößert sich wohl die Gefahr . . .“

„Und warum kommt er nicht? Warum läßt er alle die andern erst?“

„So ist er eben,“ sagte ein Unteringieur, der hinter ihr stand. Sie blickte sich um und sah ein männlich kraftvoll geschnittenes Gesicht, das von Stolz strahlte.

Da schwieg sie. Man fing an, zu zählen. Der Neunundneunzigste war durch. Die Sonne stand hoch, und die Hitze war unerträglich. Die Kleider klebten an den heißen Körpern der Menschen und brannten die Haut. Die Zufuhr an Getränken verjagte. Man achete es nicht. Der Hunderte kam, mit weißhin donnerndem Jubelruf wurde er empfangen. Er blickte sich erschrocken um und wurde weiter getragen. Dann kam wieder Dutzend um Dutzend, bis plötzlich jemand sagte . . . „Die Liste ist voll: 117 Tote und Verletzte. Zweihundertsechzig Mann waren unten, bleiben einhundertdreißig. Der Unteringieur, den

man da bringt — mein Gott, der Junge scheint es kaum zu überleben — ist der Einhundertzwei- undvierzigste.“

Die Spannung war aufs Höchste gestiegen. Jemand kam auf die wunderbare Idee gekommen, die schwarz-weiß-rote Flagge zu entfallen. Er hatte sie vielleicht aus „Queen Viktoria“ bekommen. Sie hing neben dem Banner Schottlands.

Die Arbeiter lehnten sich auf Schaufeln und Gaden, eine lange Reihe von dem Schlund bis zu Kenate. Dazwischen Polizei- und Zivilbeamte, Militär, Inspektoren und Vertreter der Regierung.

Sie sahen, daß die merkwürdige Frau, deren wunderbar blaßes Antlitz sich so seltsam von dem dunklen Kleide abhob, mit zaudernden Schritten das Spalier durchging, bis sie vor dem dunklen Gange angelangt war, vor dem Grab, das so viele Lebendige geborgen hatte.

Da stieg der letzte empor, wehrte lächelnd die, die zur Stütze herbeieilten, schien fast unwillig zu sein über so viel Hilfe und guten Willen und wehrte mit der Hand ab, zog nur den Hut rasch tiefer in die Stirn, um die Augen zu schützen, streckte dann den Arm hoch in jener typischen Bewegung, hob weit und mächtig die breite Brust und holte tief und lange Atem.

So stand er, der Einarmige, der Rede, wie ein Geist aus finsterner Vorzeit, vom Kopf bis zu den Füßen in schmutzige, braune Erde gehüllt, triefend von Lehm, Sand und Gesicht mit Blutkrusten überzogen, den Leib zerstückt, in zerfetzter Kleidung. Schrecklich anzusehen, schauerlich schön! Ein einziger Schrei brach sich aus Hunderten von Kehlen. Diese Anerkennung, diese Ovation hatte keine Worte und keinen akzentuierten Laut. Dann wurde es still. Joachim Kemmert hatte Kenate erblickt. Die linke Hand sah sie nach dem Hut und stieß ihn nach der Seite. Unter vorspringenden Brauen versuchte der klare Blick die vermeintlichen Fesseln der falschen Vorstellung zu durchbrechen. Joachim Kemmert glaubte an eine Vision. Da jagte Kenate etwas, was wie eine Begrüßung war oder wie ein Aufschludzen oder so ähnlich. Dann tat Joachim Kemmert ein paar Schritte, der linke Arm streckte sich aus, die trockne Hand legte sich in weicher Liebkoßung um die hohe, schlanke Gestalt, um das Kleinod, um welches er vier Jahre in trotziger Selbstverleugnung gerungen hatte; sie schlang die Arme um seinen Hals, verschlang die Hände hinter seinem Nacken und legte ihren schauernden Leib an seine breite Brust.

„Dem Himmel sei Preis und Dank — Joachim, Du mein Geliebter — Du mein einziger, ewig Geliebter — Du mein Herr und Du mein Held — Du Ritter des Heiligen Grals . . .“

Auch Männer, so mit Schmutz bedeckt, so von der Erde zerrissen, können Ritter des heiligen Grals sein. Joachim Kemmert warf den Kopf zurück und blickte unerschrocken zum lange nicht gesehenen Lichte empor und öffnete die Augen weit: „Ich habe den geweihten Kelch der Liebe rein erhalten bis zu dieser Stunde, und er stand im Allerheiligsten meines Herzens . . .“

Die Männer, hohe und niedere Beamte, Ingenieure, Polizeioffiziere, Soldaten und Arbeiter, legten die rechte Hand an Helme und Mützen und salutierten.

10. Kapitel.

„Wir haben seltsame Begleitgenossen.“ sagte Kenate, sich voll Bärtlichkeit an Joachim lehnd, der den linken Arm um sie geschlungen hielt, „wo wir uns finden, ist Sturm und Unwetter.“

„Der Sturm ist mir ein lieber Geselle.“ entgegnete Joachim und hob die Brust weit. „Mir hat er Kraft geschenkt und den Glauben an Sieg und die Liebe.“

„Ja, durch Sturm ist sie uns beiden geworden.“ murmelte die schöne, junge Braut in fliegenden Schleieren, das Auge fest auf die hochauf sich bäumenden Wogen gerichtet, die gierig den Bauch des stolzen Dampfers umrauschten.

Neptun jagte mit feurigem Dreizack und schäumenden Rossen über die See . . . Der

Dampfer kämpfte sich sieghaft weiter; der Wind heulte schaurig, und das Nebelhorn tutele langgezogene Warnungsrufe durch die Nacht.

Alles hatte sich gewendet. Drei Wochen war Joachim in Edinburgh gewesen und hatte einer Kommission die Ergebnisse seiner eigenen Nachforschungen dargelegt; daß der Stein nicht von selbst ins Rollen gekommen sei, daß sich deutlich die Spuren von Pulver hätten nachweisen lassen; auch, daß der Stein angebohrt war, und zwar von Queen Viktoria aus, dessen Grundmauern ja auch schwer beschädigt seien . . .

Da hatte die Suche nach der Ursache des Verbrechens begonnen, aber sie verlief im Sande. Das sei gut so, meinte Joachim Kemmert; der Name seines Feindes war nun doch erloschen. Queen Viktoria mußte teilweise abgebrochen werden. Verwehrt, veräußert war auch Max Edelmanns Erfindung. Niemand wußte darum, niemanden ging er ab, und man forschte nicht nach ihm. Der Bau des Tunnels in den Lamermuir Hills war unterbrochen. Aufgehoben, bis die Sicherung des Geländes vorgenommen war. Joachim Kemmert war rehabilitiert und sein Ruf größer, sein Name geachteter denn je. Was er über den Zusammenhang der Katastrophe ahnte, wußte, sagte er nicht. Er war zu stark, um rachsüchtig über den Tod hinaus zu sein.

„Welch ein Konzent.“ sagte Kenate. „Nervenaufpeitschend, gewaltig und voll Urkraft.“

„Das Lieb, das da war zu Anbeginn, das das Wachsen der Menschheit begleitete, die Melodie der Freiheit und des Triumphes: Der Sturm-gejang der Liebe . . .“

Sie blickten sich in die Augen und standen sich ganz, ganz nahe. Das Nebelhorn tutele, und das Schiff stieg hoch und rechte sich; ganz nahe vorbei lief ein gespenstischer Schatten, und die Gefahr verlor sich schemenhaft in Nacht und Grauen. Kapitän und erster Offizier blickten sich schredensbleich an. Die Maschinen arbeiteten mit Vollkraft, und das Schiff suchte weiter seinen Weg durch die von Nebelfetzen verheilerte Wüste . . .

„Du . . .“ jagte Kenate, „Du mein König . . . Du Starker . . . was werde ich Dir sein?“

Sie standen an Deck trotz aller Warnungen und hielten sich an Tauern fest.

„Du wirst mir sein, was Du mir gewesen bist . . . die Sehnsucht, die starke, jauchzende Sehnsucht . . .“

Die Sturzwee überschüttete sie mit Gisch und Salz. Sie aber neigten die Lippen zueinander und küßten sich tief und innig und voll Zudersicht . . .

Es war Sonntag, als sie sich den Ruinen von Friedrichswerth näherten. Es war ein Baum über ihnen beiden — in Kenate heilige Scheu, in Joachim stilles Sinnen. Die Anel war bekränzt und illuminiert, und die Fischer konnten sich nicht genug tun in Worten der Freude und der Liebe. Sie drängten sich in dichten Scharen im Sonntagsstaat um die Heingefehrten. Kenate verlor sich in düsterer Erinnerung. —

„Der Feuerfluch hat sich nun doch erfüllt.“ flüsterte sie. „Geliebter, Du mein Held! Werden wir glücklich und stark genug sein, ihm zu entgehen?“

Da zog sie Joachim Kemmert an sich, der Einarmige, und sagte, allen vernehmlich:

„Der Feuerfluch, Kenate, hat sich erfüllt an denen, die schwach und morsch und faul waren von ihrer Seele heraus. Der Baum von Friedrichswerth ist derselbe, der über der ganzen Menschheit liegt; der ewige Fluch, den ich loben und heiligen will, denn er zerstört das Schwache und nicht Lebensstärke und schafft Bahn für die Starken. Wer aber an sich glaubt und seine Sache auf die Wahrheit stellt, der bricht den Fluch und troht Feuer und Wasser. Was morsch war am Stamme der Herren von Notburg, mußte vergehen. Was stark war und lebensgerecht, das blieb und gedieh. Laß mich glauben, ich habe mein Teil getan, den Fluch zu brechen. Wir aber fürchten ihn nimmer

in alle Zukunft, wenn hier ein neues Haus erhebt, das einem neuen, starken Geschlecht als Sitz dienen wird! Denn ein Geschlecht der Zukunft, nicht der Vergangenheit soll daraus hervorgehen und Fortschritt und Licht und die Wahrheit in alle Welt tragen; das sei unser Verprechen, das wir dem Leben ablegen, Kenate, dem Leben in der Sonne . . .“

„Surra!“ schrie Jenz, und Aaas Kersten verschluckte sich an seiner Krüm.

Kenate legte errötend seine Hand auf ihre Augen. —

Und sein Haus wuchs aus den Trümmern, und sein Geschlecht ward stark und die Welt sah staunend ihre Kraft.

Der Siebel von Kenatenburg trägt folgende Schrift:

Mein Adel ist einer edlen Frau Liebe, mein Wappen die Arbeit, und Deutsche Treue meines Geschlechtes Zeichen und Segen.

Eine Unterredung mit Graf Zeppelin.

Der Berliner Vertreter des großen amerikanischen Nachrichtenbureaus „United Press“, Herr Karl S. Siegand, dessen Interviews mit dem Kronprinzen und mit Staatssekretär v. Tirpitz in Erinnerung sind, hatte vor kurzen eine Unterredung mit dem Grafen Zeppelin. Der Bericht über die Unterredung wird in den vielen Hundert der „United Press“ angeschlossenen amerikanischen Blättern erscheinen. Die „B. Z. am Mittag“ veröffentlicht den folgenden Inhalt der Unterredung:

„Die militärische Wirkung der Zeppelin-Luftschiffe zur Folge hat, den Krieg auch nur um einen Tag zu verkürzen und dadurch vielleicht Tausende von Menschenleben zu retten; wenn die Zeppeline, die gegenwärtig erst am Anfang ihrer Entwicklung stehen, so weit voranschreiten, daß es in Zukunft weniger Krieg gibt und wenn so ihre Existenz eine Wohltat für die Menschheit und die Welt wird, ganz abgesehen von dem friedlichen Gebrauch der Luftschiffe; wenn in dieser kritischsten Stunde des deutschen Volkes, zu einer Zeit, da man sich bemüht, uns, unsere Frauen und Kinder auszuburgern und Deutschlands Existenz auf dem Spiel steht, die Zeppeline dem Vaterlande auch nur den geringsten Kraftzuwachs verleihen gegen den Ring seiner Feinde, die unsere völlige Vernichtung herbeiführen wollen — dann ist meine Lebensarbeit nicht vergeblich gewesen.“

Graf Ferdinand von Zeppelins Stimme klang kräftig; er sprach mit einer Energie, die seine nahezu 80 Jahre Lügen strafte. Er war gerade auf dem Wege nach Friedrichshafen von irgendeinem Ort an der Meeresküste, wo er unzuverlässig die Zeppeline nachgeprüft hatte, die eben der englischen Küste einen so überraschenden Besuch abgestattet hatten.

„Herr Graf, was ist Ihre Ansicht über die Zukunft des Luftkrieges mit Zeppelinen? Ich stelle diese Frage im Zusammenhang mit der Empörung, die in England durch den kürzlichen Angriff hervorgerufen wurde.“

„Der Luftkrieg ist da und wird bleiben, ebenso wie der Unterseefrieg. Der Luftkrieg wird ein wichtiger Faktor in den Kämpfen zwischen den Nationen werden und mag in Zukunft ebenso wichtig werden wie der Krieg unter dem Wasser. Natürlich hängt dies von der technischen Entwicklung der Zeppeline ab. Eine solche Weiterentwicklung der Unterseeboote und der Luftkreuzer wird meiner Ansicht nach die Wirkung haben, das ganze Antlitz und die Wirkungen des Krieges zu verändern. Vielleicht werden Kriege in der Zukunft dadurch überhaupt weniger wahrscheinlich werden. Ich glaube nicht, daß die Regierungen jemals sich durch Verträge binden werden, den Luftkrieg auszuschalten. Es ist niemals große Luftschlachten zwischen große Luftschiff-Flotten geben wird, wie zur See, diese Frage kann mir eine ferne Zukunft beantworten. Ich persönlich neige dieser Ansicht nicht zu.“

„Es ist gemeldet worden, das bei der ersten Luftinvasion in einem anderen Lande mehrere Nichtkombattanten getötet worden seien.“

„Niemand bedauert das lebhafter als ich,“ entgegnete der Graf. „Aber sind nicht auch Nichtkombattanten in großer Menge durch andere Kriegsmaschinen getötet worden? Warum gerade jetzt dieser Empörungsschrei in England gegen uns? Dieser Empörungsschrei liegt nur die Furcht Englands zugrunde, daß die Zeppeline seine „splendid Isolation“ zerstören könnten, sowie die Tatsache, daß es den Engländern nicht gelungen ist, etwas den Zeppelinern Ähnliches zu bauen. England hofft, die ganze Welt gegen uns aufzubringen, damit auf uns ein Druck ausgeübt werde, durch den Deutschland verhindert werden soll, eine Kriegswaffe zu gebrauchen, über die England nicht verfügt. Glaubt jemand auch nur einen Augenblick, daß England in seinem Entschlusse, Deutschland zu vernichten und zu zerschmettern, nicht jedes Mittel gebrauchen würde, das in seiner Kraft liegt? England, das so weit geht, unsere Frauen und Kinder auszunugern zu wollen, würde ganz bestimmt auch Zeppeline gegen uns anwenden, wenn es solche befäße. Man sagt, daß wir von großer Höhe aus nicht immer unser Ziel sehen können. Dasselbe gilt aber auch von der Artillerie, insbesondere von den Mörsern. Kommt es nicht oft vor, daß Granaten auf unverteidigte Stadtteile, auf Leute, die am Kriege nicht teilnehmen, niederfallen?“

„Wie viele Nichtkombattanten in diesem Kriege durch Zeppeline, wie viele durch andere Waffen und Maschinen getötet worden sein mögen, das kann man natürlich nicht genau angeben.“

Die Zeppeline als Kriegswaffe richten sich nicht gegen Nichtkombattanten, sondern gegen militärische Streitkräfte, gegen Festungen, gegen geschützte Städte, Schiffe, Arsenalen, Docks usw. Die Mannschaften der Zeppeline sind weit größeren Gefahren ausgesetzt, aber ebenso human wie die Leute anderer Truppengattungen. Sie haben ebensowenig Neigung, Frauen und Kinder zu töten, wie etwa die Offiziere und Kanoniere unserer Artillerie, soweit es in ihrer Kraft liegt, dies zu verhindern. Ein Beweis dafür sind auch — Sie werden sofort sehen, wieso — die nicht explodierten Bomben, die man in den englischen Städten gefunden hat. Wenn Zeppeline vom Feinde entdeckt und unter heftiges Feuer genommen werden, so mag es für die Mannschaften von größter Wichtigkeit sein, so schnell wie möglich aufzusteigen, und um dies zu tun, mag es notwendig sein, Bomben als Ballast abzuwerfen. In diesem Falle werden nach Möglichkeit die Explosionskontakte ausgeschaltet, so daß eine Bombe, die möglicherweise auf Nichtkombattanten fallen könnte nicht explodieren kann. Solches hat sich wahrscheinlich auch in den englischen Städten zugetragen.“

„Vom Standpunkt des möglichen Luftkrieges der Zukunft möchte ich fragen: Welche Städte oder Orte sollen überhaupt einem Luftangriff ausgesetzt sein können?“

„Dies sollte nach einer ähnlichen Regel geschehen, wie sie durch das unbeschriebene Grundgesetz der Menschlichkeit vorgeschrieben ist. Nach der Regel, daß Nichtkombattanten, wenn irgend möglich, zu schonen sind. In übrigen nach derselben Regel, die durch die Notwendigkeiten des Krieges vorgeschrieben ist und die auch festsetzt, welche Städte als besetzt und geschützt gegenüber Landstreitkräften zu gelten haben. Ein Ort, der von militärischen Streitkräften besetzt, oder selbst nur durch Schützengräben verteidigt ist, ist dem feindlichen Angriff ausgesetzt, also wenn die Streitkräfte sich ergeben, oder der Ort geräumt wird. Es scheint mir daher nur vernünftig und folgerichtig zu sein, daß jede Stadt

oder jeder Ort mit militärischen Streitkräften, die auf Luftschiffe feuern können oder die Kanonen zu diesem Zwecke aufstellen, einem Luftangriff ausgesetzt sind. Ebenso als wenn die angreifenden Streitkräfte Infanterie oder Artillerie wären.“

„Liegt es im Plane der Deutschen, London mit einer Zeppelinflotte anzugreifen?“

„Das ist eine Frage, die Sie der Admiralität und dem Generalstab vorlegen müssen.“

Weiter wollte sich Graf Zeppelin über den militärischen Wert und die Zukunftsaussichten seiner Luftkreuzer nicht äußern. Meine Fragen, wie groß die deutsche Zeppelinflotte jetzt sei, wie schnell die Zeppeline gebaut würden und ob die Verbesserungen seinen Erwartungen in bezug auf den Kriegswert der Zeppeline entsprächen, blieben unbeantwortet. Er sagte lediglich, daß man eben erst an der Schwelle der Möglichkeiten stehe, die Erfindung der Zeppeline zu entwickeln: wir stünden erst am Anfang der Ära der Luftfahrt. Meine wiederholte Frage, welche militärischen Dienste sie in diesem Kriege geleistet hätten, beantwortete er mit dem wiederholten Hinweis darauf, daß solche Fragen nur von der Admiralität und dem Generalstabe beantwortet werden könnten.



Die Winterbekleidung unserer Feldgrauen. Am unseren braven Truppen die strenge Kälte, die auf dem östlichen Kriegsschauplatz herrscht, erträglich zu machen, werden sie in lange Pelze gehüllt, die Äußen feldgrau angestrichen sind.

„Haben Kämpfe zwischen Zeppelinern und Aeroplanen stattgefunden?“ fragte ich.

„Soviel wie ich weiß, nur einer, in dem ein Zeppelin die Aeroplane versagte und entfloh.“

„Haben Sie im Verlaufe dieses Krieges einen Zeppelin persönlich geleitet?“

„Nein. Ich hatte den sehnlichsten Wunsch und bin auch immer bereit, ein solches Kommando zu übernehmen, wenn es von mir verlangt wird. Ich habe meinen sehnlichsten Wunsch den Notwendigkeiten des Krieges untergeordnet und mich dort zur Verfügung gehalten, wo ich notwendiger bin. Außerdem sollte ein Zeppelinkreuzer nichts an Bord haben, was nicht als Ballast abgeworfen werden könnte,“ fügte er heiter hinzu.

Er machte mir dann das überraschende Geständnis, er hoffe, sein Lebenswerk mit einer Luftfahrt über den Atlantischen Ozean auf einem seiner Luftschiffe krönen zu können.

„Ich habe noch einen großen Ehrgeiz,“ sagte er. „Ich wünschte, daß ein Zeppelin das erste Luftfahrzeug wäre, das Europa und Amerika auf dem Luftwege verbindet. Ich möchte noch lange genug leben, um einen meiner Kreuzer über den Ozean nach Amerika zu bringen, wo ich vor vielen Jahren meinen ersten Ballonaufstieg machte. Ich fühle es, ich muß so lange leben, bis ich dieses Ziel erreicht habe.“

„Um Neuyork, Washington und andere Städte zu bombardieren?“

„Wie. Bomben auf Leute werfen, die so freundlich zu mir waren. Nie!“

Er wollte nur in friedlicher Mission nach Amerika fliegen und der Welt so zeigen, daß Zeppeline auch einen andern Zweck haben als einen rein kriegerischen.

„Sie glauben also daran, daß eine Luftreise von Europa nach Amerika zu den Möglichkeiten gehört?“

„Nicht nur zu den Möglichkeiten, sondern zu den praktischen Zukunftseinrichtungen. Dieser Krieg hat die Ausführung meiner darauf bezüglichen Pläne unterbrochen. Die Luftreise wird einmal die schnellste und die sicherste Art der Reise werden. Die Zeppeline haben in dieser Hinsicht meiner Ansicht nach eine große Zukunft. Nur wenige Leute kennen das Gefühl des Behagens und der Sicherheit bei einer Zeppelinreise. Die Zeppeline werden im Verkehr der Zukunft eine große Rolle spielen, ebenso im Postverkehr.“

Ich fragte den Grafen, wie lange eine Luftreise im Zeppelin von Deutschland nach Neuyork dauern würde. Vielleicht drei bis vier Tage, vielleicht etwas länger, vielleicht etwas weniger. Das wird vom Wind und Wetter abhängig sein. Es ist natürlich nicht zu erwarten, daß die erste Luftreise gleich die kürzeste der möglichen Reisen sein wird, ebenso wenig, wie die Fahrtdauer der ersten Dampfschiffe den Rekord an Geschwindigkeit aufstellten.“

„In welcher Richtung und zu welchem Ziele werden sich die Zeppeline entwickeln?“

„Sie werden für den Krieg einen großen Auftrieb, für den Handel und Verkehr eine größere Geschwindigkeit und Tragkraft bekommen. Vergessen Sie nicht, wie lange es dauerte, ehe Eisenbahn und Dampfschiffe sich zu dem jetzigen Grade der Brauchbarkeit entwickelten. Meine Luftschiffe stehen erst am Anfang einer solchen Entwicklung.“

Entwischt.

In interessantes und kühnes Kriegsabenteuer erzählt Ernst Rudolf in der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Ueber Land und Meer“. Er war mit seinem Auto in pechschwarzer Nacht durch einen Wald gefahren, hatte sich zu weit vor die deutsche Front gewagt und wurde nun plötzlich von einer französischen Patrouille umringt, die ihn und seinen Chauffeur gefangen nahm. Man brachte die beiden in ihrem Wagen nach einem stattlichen Gutshause in der Nähe, in dessen Hof sich schon etwa 20 Autos befanden. Nach kurzem Verhör wurden die beiden Gefangenen in ein ganz behagliches Zimmer geführt und konnten nun über ihre Lage in Ruhe nachdenken. Die Generalstabskarte war ihnen durch einen Zufall bei der Durchsichtung nicht abgenommen worden, und so konnten sie feststellen, daß die deutschen Schützengräben nicht mehr als 10 bis 12 Kilometer entfernt waren. Schlaflos durchwachten sie die Nacht.

Da hörte Rudolf gegen 4 Uhr morgens im Hof eine Unterhaltung, daß gegen 5 Uhr ein paar Wagen mit französischen Offizieren nach G. fahren sollten. „Wie ein Blitz durchfuhr es mein Gehirn: sollte man da nicht austretten können?“ erzählt Rudolf. Schnell die Karte her, die Taschenlampe. Nach einigem Suchen finde ich G. Um dorthin zu gelangen, muß man den gleichen Weg einschlagen, den wir gestern kamen, bis fast zu der Stelle, wo man uns gefangen. Noch ein paar Minuten überlege ich. Es ist ein sehr gewagtes Spiel, wenn ich es veruche. Aber Gott verläßt die Deutschen nicht! „Ja, wollen wir austretten?“ „Ja, wenn's ginke, schon, aber's geht nich; und der Wagen is sowieso hin.“ „Nein, wir fahren

mit unserm Wagen.“ Der biedere Chauffeur sagt gar nichts mehr, hält mich aber scheinbar nicht für ganz normal. „S., passen Sie mal auf. Unten steht unser Benz. Wenn um 5 Uhr mehrere Wagen wegfahren, fällt es gar nicht auf, wenn unserer dabei ist. Wer weiß es denn, daß das ein gefangener Wagen ist; die beiden Kösten, die gestern Abend hier standen, sind nun längst abgelöst. Die Wagen sollen nach G., müssen also nahe an den Weg heran, den wir gestern Nacht verfehlt haben. Wenn wir als letzte fahren, können wir uns vielleicht drücken.“ „Na, mir soll's recht sein, ich mache mit; mehr wie totgeschossen wer'n kann mer nich.“ Wir verfolgen nun aufmerksam die Vorgänge im Hofe. Vier Wagen sind fertig zur Abfahrt; sie stehen nicht beisammen, sondern verteilt, ein Umstand, der für uns günstig ist. Halb fünf Uhr ist vorbei, wir müssen handeln. Leise schwingen wir uns zum Fenster hinaus auf das Statet, das ungefähr einen halben Meter von der Mauer entfernt ist, und steigen hinab. Unbemerkt langten wir unten an und warten hinter dem breitflügeligen Obstbaum. Noch zehn Minuten vergehen, da nahen Offiziere und begeben sich zu den bereitstehenden Wagen, deren Scheinwerfer blendendes Licht verbreiten. Jetzt ist unsere Zeit gekommen. Klappenden Herzens gehen wir frank und frei hinter den Wagen herum, wo es dunkel ist. Niemand kümmert sich um uns, da alles beschäftigt ist, den Offizieren zu helfen. Mein Fahrer setzt sich an das Steuerrad, ich werfe den Motor an, der gehorham anspringt, und setze mich dann neben meinen Fahrer. Die Scheinwerfer haben wir nicht angezündet, um nicht erkannt zu werden. Wir warten. Stunden dünnten uns die paar Minuten, bis endlich die Lustos sich in Bewegung setzen. Zwei, drei Wagen verlassen das breite Hoftor, da schalten wir die elektrischen Laternen ein und fahren los. Dicht hinter dem vierten französischen Wagen biegen wir durch das Tor hinaus auf die Straße — der erste Teil unserer Flucht ist geglückt! In flottem Tempo ziehen vorn die Franzosen los. Aufmerksam vergleiche ich die Karte. Bald müssen die Franzosen rechts ab, wir aber zunächst geradeaus und später halblinks. Und richtig, schon sehen wir die Lichter des ersten Wagens nach rechts zu den Weg verlassen, die drei andern folgen, während wir entschlossen geradeaus steuern.

Ein kurzes Stück weiter stehen französische Soldaten. Sie hatten wohl schon von ferne die Lichter der Wagen gesehen und hielten uns natürlich für Franzosen. Wir sausen glatt vorbei. . . So jagen wir mit 60 Kilometer durch die Dämmerung. Sind wir noch nicht bald an den deutschen Linien? „Halblinks!“ rufe ich, als ich einen breiteren Weg den unsren kreuzen sehe. Wir biegen herum — und im gleichen Augenblick springen dunkle Gestalten aus den Straßengräben, die Gewehre schußbereit. Vorbei, denke ich, die Flucht ist mißglückt, während mein Fahrer mit wildem Fluche den Wagen zum Stehen bringt. „Sünde hoch!“ ruft's uns entgegen, und „Deutsche“ antworte ich, so laut ich kann. Da springen sie herbei, die grauen Burischen, mächtige Gardemänner. Wie staunen sie, als sie in uns Landsleute erkennen! Nachdem der Sachverhalt aufgeklärt war, hat man viel gelacht über diese kühne, wohlgeplungene Flucht.

Aus der Winterschlacht in Masuren.

Der „Köln. Ztg. entnehmen wir folgenden Feldpostbrief eines Reiteroffiziers:

Bei unserm Vormarsch durch Ostpreußen trafen wir überall auf pessimistische Mienen, und mancher brave Hausvater hatte schon seine wertvollste Habe eingepackt, um beim ersten Anzeichen des Vorrückens der ebenso gefürchteten wie verhassten Russen losziehen zu können. Wir trösteten die Leute mit

lachendem Munde, denn wir alle glaubten fest an einen großen Sieg. War doch unser Hindenburg vorgestern bei uns durchgefahren und hatte so etwas wie von einer neuen Russenbeize gesprochen. Zudem war bei uns durchgesickert, daß es in die Gegend der Masurischen Seen ging, wohin die Russen sich wieder einmal hatten hinklopfen lassen. Daß die Gefahr diesmal besonders groß war, ging aus den Gesprächen der Einwohner hervor, die von Flüchtlingen über die ungeheure Anzahl des Feindes unterrichtet worden waren, der seine Kosakenhorden wie Heuschreckenschwärme über die Grenze geschickt hatte. Die armen Einwohner, die zum Teil schon Schweres durchgemacht hatten, zitterten in banger Furcht; denn wehe ihnen und ihrer Habe, wenn es uns nicht gelang, die Russen entscheidend zu schlagen! Auch unsere Siegesgewißheit vermochte die umdüsterten Gemüther kaum aufzuheitern, und unsere Trostversuche wurden zwar dankbar, doch mit leisem Mißtrauen aufgenommen. — Warum nur hat nicht Hindenburg

schon fürchtbar gelitten hatten und, von ihren Bewohnern verlassen, einen trostlosen Anblick boten. Jetzt begriffen wir auch die Furcht und den Haß der armen Ostpreußen auf die Russen und begriffen, daß ein nochmaliger Besuch der Barbarenhorden noch schlimmer ablaufen würde. Bei dem Anblick all der Greuel und Verwüstungen trallerten sich unsere Häute fester um den Hals und den Lanzenenschaft, und ein liebevoller Blick traf den Karabiner an der Seite. Wartet, ihr Bande, das sollt ihr uns büßen!

Und wir haben's ihnen heingezählt nach allen Regeln der Kunst, so daß sie wohl nicht mehr wagen werden, in deutsches Gebiet einzudringen. War das ein fröhliches Gagen, nie im Leben vergesse ich die Lage in Masuren, wo wir dreinhauen konnten wie das liebe Donnerwetter, und wo die verd. . . Kosaken vor deutschen Reiterhäuten wohl Respekt bekommen haben. Allerdings war's in den ersten fünf Schlachten nicht so recht nach unserem Geschmack, denn da mußten wir, mit dem Karabiner in der Faust, Schulter an Schulter mit der Infanterie zu Fuß kämpfen, bis die Russen, die inzwischen fast umzingelt waren, zu weichen angingen. Jetzt kamen auch wir erst zu unserer eigentlichen Geltung, und hoch zu Ross ging es auf den Feind. Unsere Gäule, die es einige Tage lang gut gehabt hatten, griffen wie die Teufel aus, und in schlankem Trab ritten wir dahin. Über uns züchteten und heulten unsere Schrapnell's und Granaten, die dem weidenden Feind gehörig einheizten und ihn immer mehr in sein Verderben trieben. Wir waren an den linken Flügel beordert und trafen zu guter Stunde dort ein, eben, als eine russische Kavalleriedivision zum Angriff vorging. Von uns war genug Kavallerie da, und wir hätten gar nicht mitzumachen brauchen, doch welcher echte Reiter läßt sich eine so glänzende Gelegenheit, dem Gegner eins auszuwichen, entgehen! Unser Oberst teilte unser Verlangen, und, was die Gäule hergeben konnten, ran an den Feind.

Von beiden Seiten wurden die Russen gepackt, und in zehn Minuten höchstens war die Geschichte schon erledigt, denn die Kassebande riß aus wie Schafleder. Doch wir hinterdrein, was das Zeug hielt, weiter, immer weiter, hinter den fast auf den Hälsen ihrer Pferde liegenden Russen her. Einige russische Schützenlinien wurden glatt überritten, andere Infanterieverbände stoben beim Herannahen der wilden Jagd in schreckhafter Panik auseinander, wieder andere, welche wirklich Widerstand leisten wollten, knallten in der Verwirrung ihre eigene Kavallerie nieder, wodurch sie uns schon eine Arbeit sparten, kurzum, es war eine grenzenlose Verwirrung, die unsere wilde Jagd bei der feindlichen Infanterie hervorrief. Die Kosaken, Tataren, Paschkiren, und wie die Kerle, die wir verfolgten, alle hießen, schlagen mit ihren Knuten auf die Gäule ein und brüllten wie beseßene. Waffen und Ausrüstungsgegenstände warfen sie fort, um nur besser ausweichen zu können. Zwei feindliche Batterien kamen in Sicht, die auf einem Hügel wie auf einem Präsentierteller standen und eben im Begriff waren, abzufahren. Kaum gesehen, waren wir auch schon droben, im Nu war die Bedienungsmannschaft zusammengestoben, die Stränge der Pferde durchgeschnitten, die Gäule selbst davon gejagt oder zu eigenem Gebrauch requiriert, und weiter ging's den Kameraden nach, die plötzlich von der Seite, aus einer Talmulde herans, von einem Regiment frischer Reiterei attackiert worden waren. Unserer Hilfe bedurfte es jedoch auch hier kaum noch, denn auch hier hielten die Russen nur kurze Zeit stand.

Leider hinderte unsere weitere Verfolgung jetzt ein dichter Wald, der mit Sümpfen durchzogen war, und in dem die flüchtenden Feinde verschwunden waren. Einstweilen begnügten wir uns mit dem Erfolg, denn ein weiteres Nachjagen in dem Wald- und Sümpfgelände ist Sache der

Einst wird es tönen —

Einst wird es tönen Sieg und Sieg,
Hell durch All-Deutschlands Gauen.
Dann kommt ein Tag, so groß, so schön,
Wie nie ein Auge ihn gesehen,
Und wir, wir werden ihn schauen.

Der Tag bringt uns das Höchste wohl.
O, ihr sehnlichst erwarteten Stunden!
Leichter tragen sich Gram dann und Schmerz,
Freudiger opfert ein jegliches Herz,
Und es brennen so heiß nicht die Wunden.

Geduld, Geduld! Es naht der Tag,
Wo Frieden uns läuten die Glocken.
Dann wandeln wir alle im Festtagsgewand
Und drücken einander im Glücke die Hand.
Mein Deutschland, wie wirst du frohlocken!

Gertrud Gerhardt-Kozuszel.

burg die Russen jedesmal geschlagen, so oft sie auch ihm in die Quere kamen? — Ja, das ist alles ganz richtig, und wir sind von ganzem Herzen dankbar, doch diesmal, Sie sollten sehen, es sind zu viel Russen, die ganze Hauptmacht, und wir, woher sollen wir all die Truppen nehmen? — Das war gewöhnlich der Schlussrefrain unserer Gespräche mit den Einwohnern.

Zum Glück kam es ganz anders, ganz, wie wir hofften; die braven Ostpreußen hatten eben nicht mit dem Feldherrengeie unseres obersten Führers gerechnet, der in weiser Voraussicht, wie schon so oft, alle Eventualitäten berechnet hatte und danach seine Vorebereutungen traf. Je näher wir unserm Bestimmungsort kamen, desto mehr festigte sich in uns das Vertrauen auf einen glänzenden Sieg, denn wir sahen aus allem, was um uns her vorging, aus all den Truppen, die sich unauffällig einem Ziele zuwärteten, daß ein großer Schlag geplant war, und daß die Wälder und Sümpfe in Masuren wieder neue Opfer haben sollten. Dasselbe Vertrauen spiegelte sich in den Gesichtern der ganzen Truppen wider, besonders die Artillerie schien sich riesig auf das neue Tanzvergnügen zu freuen, bei dem dem russischen Bären mal wieder aufgezeigt werden sollte. Wir kamen durch Ortschaften, die bei dem ersten Einfall der Russen

und Körperreinigens gilt auch für ihn nur in beschränktem Maße. Denn wo will er sich waschen? Höchstens am Brunnen oder an der Pumpe, und das ist im Winter auch nur für wenige eine Wohlthat.

Da der Landsturm oft schweren Gefahren ausgesetzt ist, so ist es kein Wunder, daß sich die meisten Landstürmer nach der Uniform sehnen und uns trotz allen Gefahren, die uns tagtäglich umlagern, beneiden. Kein Wunder auch, daß viele junge Leute sich freiwillig zum Militär melden, obgleich sie das Alter dazu noch nicht erreicht haben. Sie denken: lieber ganz Soldat sein und mit den Kameraden Freud und Leid teilen, wie als Halb Soldat tagtäglich schwere Arbeiten verrichten zu müssen und dabei doch seines Lebens nie sicher zu sein. Darum alle Achtung vor dem ungedienten Landsturm, der an seinem Maße ebensoviel leistet wie wir an unserem; er mit Hade und Spaten, wir mit dem Gewehr, jeder an seinem Posten, wohin ihn des Kaisers Ruf gestellt hat. Auch dem Landsturm muß das Vaterland dankbar sein, denn durch seine unermüdblichen Arbeiten und Anstrengungen wird es uns in der Truppe möglich, dem Feinde besser Widerstand zu leisten und seine Angriffe von den Stellungen aus, die uns der Landsturm zum Teil geschaffen, abzuweisen.

Darum sollte jeder echte Deutsche auch unsere Arbeitshelden mit Hochachtung behandeln, die in ihren alten verchlissenen Kleidern, nur durch die weiße Armbinde kenntlich, so Hervorragendes leisten und die zum nicht geringsten Teil, wenn es Gott will, dazu beitragen, daß wir als Sieger demnächst in die Heimat zurückkehren können. Darum sollten auch die Arbeiterkompagnien mehr mit Liebesgaben bedacht werden, die bisher nur in sehr beschränktem Maße bei ihnen einliefen. Diese Leute verdienen sicherlich, daß man sich auch ihrer erinnert und durch Überweisung von Liebesgaben auch ihnen ab und zu eine kleine Freude bereitet. Denn auch sie gehören zur großen deutschen Armee, auch sie tun ihr Bestes zum endlichen guten Gelingen, auch sie sind deutsche Kämpfer, die Heimat und Familie verlassen mußten, getreu dem Rufe des Vaterlandes folgend, und auch von ihnen kehren viele nicht wieder zurück zur Heimat und zu ihren Lieben.

(„Köln. Volksztg.“)

Kriegs-Allerlei

Frankreichs Schwarze im Lazarett. Eine französische Krankenschwester hat vor kurzem an eine dänische Zeitung einen interessanten Bericht über ihre Liebesätigkeit in einem Lazarett gefandt, in dem eine große Anzahl afrikanischer Soldaten verplegt wird. „Es sieht doch gar zu phantastisch aus,“ so erzählt die Krankenschwester, „wenn in einem Raum so etwa 40 bis 50 Schwarze auf Bänken, Tischen oder dem Fußboden kauern, sich in ihrer Sprache, die für unsere Ohren so entsetzlich klingt, lebhaft unterhalten und geräuschvoll lachend, ihre weißen Zähne blitzen lassen. Immer wieder glaube ich mich in eine reisende Zirkustruppe veretzt, bis irgend ein jammervolles Stöhnen mich in die blutige Wirklichkeit zurückruft. Man erlebt oft ganz seltsame Dinge bei der Pflege der schwarzen Naturkinder. So wohnte ich eines Tages einer Operation bei, bei der einem Afrikaner eine Kugel aus dem Arm herausgeschritten werden sollte. Ich mußte auf Befehl des Arztes den Arm des Schwarzen festhalten. Der Verwundete gab keinen Laut von sich, als der Arzt mit der Operation begann. Er schien es aber sehr unwohl zu fühlen, daß ich dabei stand und seinen Arm so fest geklammert hielt; denn

**Steckenpferd-
Teerschwefel-Seife**

vorzügliche Seife gegen
alle Hautunreinigkeiten.

Überall
zu haben



Stück
50 Pfa.

er fing an, wütende Schimpfreden gegen mich zu führen, die ich zum Glück nicht verstand. Zuerst lachte der Arzt über den ungebärdigen Born des Mannes, dann aber wurde es ihm doch zu bunt, und er mochte ihm klar, daß ich ihm nur helfen wollte und er mir dankbar sein müsse. Als der Schwarze verstanden hatte, warum es sich handelte, sah er mich mit einem sehenden Blick an, zog mit seinen Zähnen einen Ring von seinem Finger und überreichte ihn mir mit einem gurgelnden Laut. Da lachte der Arzt laut auf und sagte zu mir: „Wissen Sie auch, Schwester, daß die Afrikaner auf die Art um die Hand einer Frau anhalten?“

Der verurteilte Jenzor. In der englischen Zeitschrift „The Argonaut“ wird folgendes lustige Geschichtchen erzählt: Alle von englischen Soldaten nach Hause geschickten Briefe gehen durch die Hände eines Jenzors. Ein Soldat, von dem vier oder fünf Briefe durch den Jenzor zusammengestrichen worden waren, beschloß, dem gestrengen Herrn einen Streich zu spielen, und schrieb daher ans Ende

seines nächsten Briefes: „Gud, Bitte, unter die Marke.“ Der Brief wurde in üblicher Weise von dem Jenzor geöffnet und gelesen. Es dauerte eine ganze Weile, bis es diesem gelang, die Marke mittels Dampf zu lösen, aber seine Gefühle kann man sich besser ausmalen als beschreiben, als er die folgenden Worte las: „War sie schwer loszukriegen?“

Rätsel-Ecke

Rätsel.

I.

Erbehe nicht, siehst du die erste Silbe bligen!
Vertrau' dem rechten Mann mit nur,
Dann eil' ich her, dir dein Herd zu schüßen,
Obgleich vielleicht auf blut'ger Spur.
Drei andre Silben wirst du leicht erkennen,
Sie sind der Unschuld liebliches Symbol,
Und ob sie gleich nicht schaffen und nicht spinnen,
Der Vater droben kleidet doch sie wohl.
Das Ganze winkt dir auf des Frühlings Matten,
Es trägt der Treue himmelblau Gewand,
Denn weil im Wort sich Kraft mit Unschuld gatten,
So schließt die Treu' das schöne Band.

G. v. Gounald.

II.

Ich stamme oft aus wildem Meere,
Bin bald der Quellen Kind, bald das der Steine.
Das Leben hat der Wirzen keine,
Die zu ersehen mich im Stande wäre.
Dem Armen dien' ich, wie dem Reichen,
Und kann mich dreist dem Köstlichen vergleichen,
Was je die Tafel dir geboten hat;
Fehl' ich, so ist die Mäßigkeit schal und matt.

Glara Jäger.

Auflösung folgt in nächster Nummer.
Auflösung der Rätsel in voriger Nummer:
I. Ege. — II. Karland.

Geschäftliches.

Mit eisernem Wesen wird bei uns gegenwärtig allem Fremdenfult und fremden Erzeugnissen der Garans gemacht. Dem deutschen Volke gehen — was viele Friedensjahre nicht vermochten — endlich die Augen auf; jeder Deutsche lehnt es ab, künstlichen fremdländische Erzeugnisse zu kaufen, für die es einen vollwertigen Ertrag im eigenen Lande gibt; in jedem deutschen Haushalt sind jetzt z. B. die früher so beliebten französischen Parfüms und Toilettenseifen mit Recht verpönt. Gerade im Verbrauch von Toilettenseifen ist bisher in Deutschland viel zu viel „französischer Kult“ getrieben worden, mit dem jetzt endgültig gebrochen ist. — Als eine gute Toilettenseife deutscher Herkunft ist besonders die echte Steckenpferd-Seife zu empfehlen, da dieselbe dem Vergleich mit den um vieles teureren französischen Marken nicht im geringsten zu scheuen hat.



Bildgröße 28x38 cm
Kartongröße 45x60 cm

Den Lesern des „Zeitspiegel“ offerieren wir als passendes Geschenk:

BILDNISSE

von KAISER WILHELM II und unseren HEERFÜHRERN in

Handpressen-Kupferdruck

auf Chinapapier und Kupferdruckkarton zu dem Einheitspreise von Mk. 3.— pro Blatt. (Gegen vorherige Einsendung des Betrages erfolgt spesenfreie Zusendung.)

Wir bieten somit jedermann Gelegenheit eine wirklich künstlerische Reproduktion aller unserer hervorragenden Heerführer erwerben zu können.

Deutsche Kunstdruck-Gesellschaft
m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

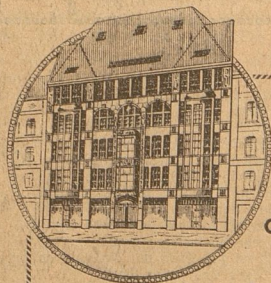
Vorläufig gelangen zur Ausgabe:

- Kaiser Wilhelm II.
- Wilhelm, Kronprinz von Preußen
- Rupprecht, Kronprinz von Bayern
- Herzog Albrecht von Württemberg
- von Beseler, General der Inf.
- von Bülow, Generaloberst von Einem, General der Inf.
- von der Goltz, Generalfeldmarschall
- von Hindenburg, Generalfeldmarschall
- von Heeringen, Generaloberst
- von Kluck, Generaloberst



Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 1671, 9862, 11084
Telegraphenaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöneeweide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie

das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,

in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen,

sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Soeben erschienen!

Soeben erschienen!

Wilhelm Greve's Karte

vom

Europäischen Kriegsschauplatz

Maßstab 1 : 5 000 000 ♦ In 18 Farbentönen ♦ Bildgröße 72 × 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mittelländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Algier, im Osten Odessa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen und die leicht leserliche Schrift gestatten eine schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Volksausgabe A



Preis 75 Pfennig

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto von

**Wilhelm Greve, Königl. Hof-Lithographie,
Hof-Buch- u. -Steindruckerei**

Fernsprecher: Amt Moritz-
platz 1671, 9862, 11084

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Fernsprecher: Amt Moritz-
platz 1671, 9862, 11084

